

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

3 (11.1.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 11. Januar 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 3.

Stiefvater und Stiefsohn.

(Fortsetzung.)

Der traurige Seelenzustand, erzeugt von den so schnell auf einander folgenden Streichen des Schicksals, äußerte auch bald auf Lelio's Gesundheit eine nachtheilige Einwirkung. Ein täglich sich erneuendes, höchst ermattendes Fieber, hielt den Jüngling in seinem einsamen Zimmer gefesselt. Wäre sein Geist regsam gewesen, so hätte er die peinlichste Langeweile empfunden, denn Gandolfo war hart genug, ihm alle Gesellschaft zu entziehen. Nur der Arzt und ein mährischer Diener besuchten den Kranken. Dieser war indessen zu sehr in dumpfe Apathie versunken, um den Mangel an Unterhaltung äbel zu empfinden. Es war ihm im Gegentheil lieb, daß man ihn allein ließ und sich nur wenig um ihn kümmerte, denn er hatte hier ja keinen Freund mehr, da der Podesta nach und nach alle Dienerschaft, die er vorgefunden, entlassen, und die erledigten Stellen mit Leuten besetzt hatte, wie er sie brauchen zu können glaubte. Auch fühlte Lelio jetzt mehr als je einen Hang zur düstern Einsamkeit, weil es ihm eine Art von Lust gewährte, ungestört an seinem Schmerze zehren zu können. So saß er halbe Tage lang in melancholischem Grübeln verloren auf seinem Ruhelager, bis ihn der wiederkehrende Fieberfrost wach schüttelte. Beinahe vier Wochen lang währte dieser krankhafte Zustand, da endlich begann das körperliche Uebel zu weichen; doch die geistige Erschlaffung ließ noch nicht nach.

So war es nicht zu verwundern, daß dem abgesehenen, für alle Außenbänge unempfindlich gewordenen Jünglinge, die Regsamkeit, die seit einigen Tagen in dem ihm fremd gewordenen Vaterhause herrschte, entweder ganz entging, oder daß sie ihm als ein, seiner Aufmerksamkeit nicht würdiger Gegenstand erschien. Genug, er forschte nicht weiter danach.

Der Podesta ließ sich während dieser Zeit von dem Gesundheitszustande seines Stiefsohnes täglich Bericht erstatten, und die Nachrichten, die er empfing, stimmten entweder ganz mit seinen Wünschen überein, oder waren doch geeignet, ihn für das Gelingen seiner Pläne unbeforgt zu lassen.

Eines Tages trat er in das Zimmer des Kranken. Dieser saß am Fenster, das in den Garten führte, und athmete die wärmende Morgenluft ein. Er war nicht wenig über den unwillkommenen Besuch überrascht. Mit heuchlerischer Freundlichkeit gab Gandolfo zuvörderst seine Freude über den Eintritt der Genesung seines Stiefsohnes zu erkennen, dann kündigte er ihm an, daß der Tag seiner Abreise zum Orte seiner einstweiligen Bestimmung auf übermorgen festgesetzt sei.

Lelio hatte sich während seiner Krankheit schon auf das ihm bevorstehende Schicksal vorbereitet.

Mit einer Resignation, die den Podesta in Erstaunen setzte, nahm der Jüngling diese Nachricht auf, und fragte in dem Tone der kältesten Gleichgültigkeit nach dem Orte seiner Bestimmung.

„Das Benediktinerkloster San Giovanni, nahe bei Mailand,“ erwiderte der Podesta. „Der Abt desselben ist mein Freund und naher Verwandter. Er wird heut Abend noch in Vochio eintriften, um morgen den Segen der Kirche über mich und meine zweite Gemahlin auszusprechen. Ja,

Lelio, ich vermähle mich wieder, und lade Dich hiermit zur Feier ein. Du magst noch einmal dem Jubel und der Lust hulbigen, ehe Du Dich in klösterlicher Stille der frommen Beschaulichkeit widmest.“

Lelio hat den Podesta, daß er ihn in seiner Abgeschiedenheit lassen, und nicht in den Kreis der Freude ziehen möge. Dorthin gehöre ich nicht mehr, sagt er.

„Wenn die laute Fröhlichkeit Dich unangenehm berührt,“ entgegnete Gandolfo: „so will ich Dich nicht überreden, an der Tafel oder am Tanze Theil zu nehmen. Aber ein Zeuge der kirchlichen Handlung mußt Du doch seyn.“

Lelio gab nach, obgleich nur ungern. Keine Ahnung kam in seine Seele, wen er morgen mit der Myrthe geschmückt wiedersehen sollte. Er war in den letzten Wochen um alle Außenbänge unbekümmert gewesen, und hatte nur sich und seinem Schmerze gelebt. Nachdem der Stiefvater ihn verlassen hatte, stand er vor einem geöffneten Fenster. Dabei fiel sein Blick auf die herrlichen Bäume des Schloßgartens, und auf die hinter demselben sichtbare freundliche Aue, deren fernster Hintergrund von bewaldeten Bergen gebildet ward. Ein wehmüthiges Gefühl, das einen Zusatz von Bitterkeit hatte, erwachte in ihm bei diesem Anschauen. Seit er die Gruft seines Oheims verlassen, war sein trübes Auge nicht mehr feucht geworden; jetzt fühlte er es zum erstenmale von dem milden Thau berührt, der den brennenden Schmerz kühlt. „O, Du schönes Erbe meiner Väter!“ rief er, die Arme nach der lieblichen Flur ausstreckend; „so soll ich bald auf immer von Dir scheiden, um zwischen düstern Mauern, über die mein Blick nur selten hinausdringen wird in die freie Natur, den Rest meiner Tage zu vertrauern. Ach, möchten dieser Tage nur noch wenige seyn! Leb' wohl, vertrautes Thal, das meine Wiege war, meine Heimath bleiben und mein Grab werden sollte. Ein eingedrungener Fremdling vertreibt mich aus Dir, und stößt mich hinaus in eine traurige Oede!“

Lelio brachte die Nacht in einer, ihm seit seiner Krankheit fremd gewordenen Unruhe zu.

In halb liegender Stellung, den Kopf auf den Arm gestützt, blieb Lelio auf seiner Lagerstatt, bis die hellen, erwärmenden Sonnenstrahlen durch das grüne Rankenlaub vor seinem Fenster in das Zimmer fielen. Ihn rief die Neugier nicht empor, er begehrte nicht zu schauen, wie das Vaterhaus sich mit fremden Gästen füllte, es verlangte ihn nicht, als froher Jubelruf der Dienerschaft zu seinem Ohre drang, die eben angelommene Braut noch vor dem Trauungsfeste zu sehen. Er vergaß die lebenden, mit lautem Gemirr ihn an sein Unglück mahnenden Bilder der Gegenwart über den todtten, stillen der Vergangenheit; er gedachte seiner hinübergeschlummerten Eltern und neue Wehmuth preßte sein Herz. „Ach wüßtet Ihr,“ so rief er leise, „wie Euer Haus ein Tummelplatz fremder Lust ist, während Euer Sohn und Erbe mit blutendem Herzen Abschied nehmen muß von den Räumen, die er sein Eigenthum zu nennen berechtigt ist, wüßtet Ihr sein Leid, seinen Schmerz — Eure zürnenden Schatten würden aus der Grabesnacht herausschweben und sich vor den Verwogenen stellen, der durch unrechtmäßige Gewalt Eures Kindes Erbe an sich riß.“

Ein starkes Klopfen an der Thüre endete diese Ausbrüche einer ohnmächtigen Entrüstung. Lelio öffnete und ein Diener trat ein, um ihm beim Ankleiden behülflich zu seyn, da nach Verlauf einer Stunde die kirchliche Feier beginnen sollte. Bald stand der Füngling in seinem Staatskleide, das er heute wohl zum letztenmale anlegte. Als das Glockengeläut vom Thurme der Schloßkapelle ihn zum Ausbruche rief, begab er sich in den großen Ahnensaal hinab, wohin er durch den Diener beschieden worden. Dort waren schon mehrere Hochzeitgäste versammelt, die, in bunte Gruppen zerstreut, des Brautpaars harreten, um dasselbe erst zu begrüßen und sich dann zum festlichen Zuge in die Kirche zu ordnen. Lelio sah nur wenig bekannte Personen, aber auch unter diesen Keinen, mit dem er ein vertrauliches Gespräch hätte anknüpfen mögen. Es entging seinem Blicke nicht, daß mehrere der Anwesenden aufmerksam auf ihn wurden, ihn mit theilnehmenden, ja fast mitleidigen Mienen betrachteten und leise untereinander flüsteren. Aber diese Bemerkung that ihm mehr weh als wohl, und er vermied es sich Denen zu nähern, die ihn zum Gegenstande ihres Gesprächs gemacht hatten. Um jedoch nicht isolirt stehen zu bleiben und so die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu lenken, stellte er sich zu einer Gruppe ihm ganz fremder Gäste, welche so eben die Vorzüge der jungen Braut rühmten und besonders ihre seltene Schönheit priesen. „Schade,“ wandte Einer ein, „daß sie seit ganz kurzer Zeit so viel an Farbe der Gesundheit verloren hat, die noch jüngst ihre zarten Wangen schmückte. Sie glich sonst der eben sich entsaltenden Rose; jetzt ist sie der Lilie ähnlich geworden, aber darum noch immer eine liebliche Blume.“

Wir hat man erzählt, nahm ein Anderer das Wort, daß der Gram einer unglücklichen Jugendliebe an ihrem Herzen nage, und daß sie, zwar nicht gezwungen, aber doch auch nicht mit Uebereinstimmung ihres Gemüths dem Podesta ihre Hand zum ehelichen Bunde reichen werde.

Eine allgemeine Bewegung entstand jetzt im Saale, denn die Flügelthüren des Hintergrundes öffneten sich und durch die an denselben stoßende Gallerie sah man das Brautpaar herangeschritten kommen. Alles drängte sich demselben entgegen, so daß die Aussicht nach dem Eingange bald geschlossen war. Nur einige minder Neugierige, unter ihnen Lelio, blieben zurück und warteten mit ihren Begrüßungen, bis die große Woge sich wieder zertheilt haben würde. Es währte eine lange Weile, bis dieses geschah, endlich löste sich der dicke Knoten und der Podesta führte seine Braut der Gruppe zu, an deren Spitze sein Stiefsohn stand. Kaum hatte dieser einen Blick auf das geschmückte Opfersamm geworfen, als er auch mit dem Ausrufe: „Allmächtiger Gott! Camilla!“ zurücktaumelte und im nächsten Augenblicke, von der Gewalt des Schreckes niedergedonnert, ohnmächtig zu Boden stürzte.

Lelio, armer unglücklicher Lelio! rief sich vergessend die Braut. Um Gottes Willen! er stirbt; o rettet, rettet! Und sie wollte neben den bleichen, bewußtlosen Füngling niederknien, aber der Bräutigam hielt sie mit starkem Arme zurück und sprach: Beruhigt Euch Lieber! Ein Anfall von Schwäche, die nicht seltene Folge einer heftigen Krankheit, ist über den erst Halbgenesenen gekommen. Er wird sich gewiß bald erholen.“ Und er befahl einigen Dienern, daß man den Ohnmächtigen zu Bette bringe und ihm den Arzt schicke.

Die ganze Versammlung war von Bestürzung ergriffen, auf den Gesichtern der Meisten war Mitleid und Theilnahme zu lesen, auch der Brautvater, Senator Limani, schien von dem Vorgange sichtlich erschüttert zu seyn. Nur der, welcher die Schuld desselben trug, blieb kalt und ruhig, ja wer ihn mit forschendem Blicke beobachtet hätte, dem würde das leise Zucken um den Mund und das Blitzen der Augen, so wie

das gleich darauf folgende, jedoch schnell wieder bemesterte SatansLächeln nicht entgangen seyn, von welchem des Bräutigams Gesicht auf ein paar Augenblicke zur grinsenden Larve entsetzt wurde. Ein abscheulichere Freude, als die, welche Marretti's Brust jetzt schwellte, kann ein höllischer Geist nicht empfinden, wenn es ihm gelungen ist, eine reine Seele zu verderben.

Ein paar Minuten schwelgte er während der allgemeinen Bestürzung in diesem teuflischen Genuße, dann sprach er mit lauter Stimme zu den Versammelten: „So unangenehm und betrübend das eben stattgefundene Ereigniß auch ist, so soll es uns doch nicht hindern, zum Beginn der Feier zu schreiten. Der hochwürdige Abt wartet schon am Traualtare, darum ordnet Euch, meine Freunde, und laßt uns den Zug nach der Kirche antreten.“ Aber Camilla, die sich, seit Lelio fortgetragen worden war, zitternd an ihren Vater gelehnt hatte und deren Brust im Durcheinanderwogen der widerstrebendsten Gefühle zerspringen wollte, erklärte jetzt, sie könne und werde nicht eher zur heiligen Handlung gehen, bis sie nicht vorher durch die Nachricht beruhigt worden sei, daß man den Füngling ins Leben zurückgerufen habe. Der Podesta hatte Nähe, einen Hornblec zurück zu halten; doch er faßte sich und fand für gut, dem Verlangen seiner Braut nachzugeben. Ein paar Gäste verließen, von einigen Dienern des Hauses begleitet, den Saal, um sich nach Lelio's Zimmer zu begeben. Nach mehreren Minuten kehrten sie wieder und verkündeten, daß der junge Brutti die Augen aufgeschlagen habe, aber höchst seltsame und wirre Reden ausstöße, und nur durch die vereinten Bemühungen des Arztes und der Bedienten in seinem Bette zurück gehalten werden könne.

„Eine unvermuthete Rückwirkung des Fiebers, das ich schon völlig gebannt wähnte. Sie wird hoffentlich nicht von übeln Folgen seyn.“ So sagte der Podesta beim Empfange der Nachricht und trieb nun, daß der Zug sich ordne. Mit welchen Gefühlen die arme Camilla zum Traualtare schwankte, ist nicht zu beschreiben. Nur das Bewußtseyn: sie opfere sich, um ihren Vater zu retten, verlieh ihr den Muth und die Kraft, das ihr so furchtbare Jawort auszusprechen.

So ging die Cerimonie ohne Eöbung zu Ende, und die Neuvermählten empfingen die Glückwünsche der zahlreichen Freunde. Diese Wünsche klangen der Braut wie Hohnworte, es war ihr fast nicht möglich, dieselbe durch kalte Dankfagungen zu erwidern. Sie hätte all ihren Reichtum, sie hätte die Hälfte ihres Lebens darum geben mögen, wäre es ihr jetzt vergönnt gewesen, ihren drückenden Schmerz in einsamer Stille auszuweinen, und dann nur eine Minute dem unglücklichen Lelio weihen zu können, um ihm ein Wort des tiefsten Mitleids zu sagen.

Die Tafel war reich besetzt mit den kostbarsten Speisen und Getränken, aber es fehlte die wahre Würze: die Heiterkeit der Gesellschaft. Ueberall war der Geist der Verstimmung sichtbar, Freude und Lust konnten nicht auskommen, und wo sie sich auch zu regen anfingen, verstummten sie bald wieder, weil sie erzwungen waren und nirgends ein Echo fanden. Der Podesta mochte wohl unter allen Tafelnden der Befestigste seyn, er hatte ja erreicht, was sein böses Herz wollte, und so vermiste er an seinem Hochzeitfeste gern die gemäthliche Frohlichkeit, — ein Gefühl, das er gar nicht kannte. Der armen Camilla dehnten sich die peinvollen Minuten zu Ewigkeiten aus. Eine unaussprechliche Angst um das Schicksal ihres theuern Freundes drückte ihre Brust. Und ob sie auch den Anstand zu verletzen, ob sie auch den Unwillen ihres Gemahls rege zu machen, ob sie auch den Tadel strenger Sittensichter und die hämische Verleumdungssucht niedrig denkender Seelen zu erwecken befürchten mußte, sie konnte es doch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit Boten fortzuschicken,

die den Auftrag hatten, ihr von dem Befinden Vello's Nachricht zu bringen.

Dieser Unglückliche war bald aus seiner Ohnmacht erwacht, doch zu welchem Daseyn? Das traurige, aber für ihn wünschenswerthe Erzeugniß seiner Krankheit, die dumpfe Gleichgültigkeit, mit der er sein Geschick ertrug, und einer freudenleeren Zukunft entgegen sah, war mit einemmale von ihm gewichen, und hatte den Furien der Verzweiflung einen fürchterlichen Spielraum in der zerrissenen Brust gelassen. Der Anblick Camillens hatte einen Höllebrand in sein Inneres geschleudert, der Liebe und Rache in wilden Flammen auflodern ließ. Aber ach, kein Lindernder Tropfen fiel in diese verzehrenden Gluthen. — Nun erst stieg der Haß des Jünglings gegen den tyrannischen Stiefvater auf den Gipfel. Jetzt sah der Unglückliche in seinem Feinde nicht nur den Räuber seines Erbes, er sah in ihm seinen moralischen Mörder. Und nun in die düstre Einsamkeit eines Klosters sich vergraben lassen, nun des Verhafteten teuflischen Triumph vollenden, nun mit Behemuth erfülltem Herzen Gebet und Busübungen zur täglichen Beschäftigung machen — o welche eine Zukunft! In eine Banditenhöhle hätte er fliehen mögen, um durch den Anblick der blutigsten Gräuel das eigene Weh zu übertäuben. Schon manchen Seelenschmerz hatte er erduldet, aber die Qual, die jetzt ihn durchzuckte, überstieg Alles, was er bisher erlitten. Er verzweifelte an der Gerechtigkeit des Himmels, die dem Bösewichte Alles gab, was der Unschuldige mit Recht sein nennen konnte. Die größte Marter empfand er in dem Gedanken: die Geliebte in den Armen des Todfeindes zu wissen. „Jetzt schwelgt der Verfluchte in den Reizen des engelgleichen Geschöpfes, und ich liege hier der Pein eines ohnmächtigen Schimmes preisgegeben!“ So murmelte er dumpf in sich hinein, denn er durfte nicht einmal seine Wuth laut werden lassen, wenn er nicht das unter solchen Umständen verletzende Mitleid, oder wohl gar den Hohn seiner Wächter rege machen wollte.

Gegen Mitternacht endlich, als auch das Geräusch im Schlosse zu verstummen anfing, versank der Arme in einen betäubenden Schlummer. Aber der mohnbekränzte Gott war nicht freiwillig zur Lagerstatt des Qualerfüllten getreten; Menschenwille und Menschenkunst hatten ihn zum Dienste gezwungen und teuflischem Zwecke mußte er sich fügen.

Der Podesta, fürchtend, daß sein Stiefsohn sich nun wohl nicht mehr gutwillig zur Reise in's Kloster bequemen werde, scheute sich, wenigstens für jetzt, gewaltsame und öffentliche Maßnahmen zu ergreifen, und hatte daher den Plan entworfen, das Opfer seiner Ränke geräuschlos und im Geheimen fortzuschaffen. Der Arzt war leicht zu bewegen gewesen, seinem Kranken ein unschädliches Opiat beizubringen. Mit dem Abte war ebenfalls Alles verabredet worden. (Fortsetzung folgt.)

Marie Louise.

Die soeben in Parma hingeschiedene Herzogin Marie Louise war eine Tochter Kaiser Franz des Ersten und Marie Theresens von Neapel, und wurde am 12. Dezember 1791 geboren, mit Napoleon am 11. März 1810 durch Procurator an Berthier, am 2. April, gleich nach ihrer Ankunft in Paris, mit Napoleon selbst vermählt, dessen volle Zuneigung sie gewann. 1811 gebar sie ihm den König von Rom, den sie auch nach ihres Gemahls Abdankung noch eine Zeitlang erzog. 1812 begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden und kehrte dann nach Paris zurück. Ehe Napoleon 1812 wieder in Paris eingetroffen, im April 1813 wieder zur Armee abreiste, setzte er sie zur Regentin, jedoch mit großen Beschränkungen, ein. Marie Louise benahm sich auch in dieser Stellung, bei allen nachfolgenden Unglücksfällen, edel,

wie ihre Reden nach der Schlacht von Leipzig im großen Rath, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois, 7. April 1814 bewiesen. Sie mußte bei der Annäherung der Allirten Paris am 29. März 1814 verlassen und begab sich nach Blois. Hieronymus und Joseph Bonaparte wollten sie begleiten, ihnen auch bis jenseits der Loire zu folgen: allein sie blieb in Blois. Graf Schuwalow brachte ihr von den für ihren Gemahl unglücklichen Ereignissen Kunde. Sie begab sich nach der Abdankung ihres Gemahls nach Orleans, und dann, von dem Fürsten Esterhazy begleitet, nach Rambouillet, und hatte zu Trianon eine Unterredung mit Kaiser Franz. Sie ging nun durch die Schweiz nach Schönbrunn, übernahm den 17. März 1816 die ihr bis zu ihrem Tode in dem Vertrag von Fontainebleau (11. April 1814) gestohlene Regierung von Parma, Piacenza und Guastalla, und hielt am 20. April ihren Einzug in Parma. Marie Louise führte den Titel Majestät.

An diese wenigen historischen Notizen knüpfen wir die Betrachtungen an, die der Nürnberger Correspondent bei dem Tode der Fürstin anstellt, deren Leben mit den größten Begebenheiten dieses Jahrhunderts eng verflochten war, und die aussersehen schien, den Gang der Ereignisse in andere, als die seit zwei Decennien gewohnte Bahn einzulenken:

Die Tochter eines deutschen Kaisers, die Gemahlin eines vom Artillerieutenant zum Kaiser der Franzosen und zum allmächtigen Dictator Europa's emporgestiegenen und von seiner schwinbelnden Höhe auf eine öde Insel des atlantischen Oceans in's Exil herabgeschleuderten Helden, die Mutter eines Kindes, das in der Wiege mit der Krone der Weltstadt geschmückt und der Erbe des größten Reichs der Welt war, um in zarter Jugend in den einsamen Gemächern von Schönbrunn zu verwelken, ist am 17. Dezember als Herzogin von Parma dem Gatten und dem Sohne im Tode gefolgt. Welch' eine Fülle von Erinnerungen aus der denkwürdigsten Zeit des neuen Europa drängt sich um den Sarg, der die sterbliche Hülle dieser Fürstin umschleckt! Denn wie sehen von hier zurück auf die neunzehnjährige Jungfrau, die, strahlend von Jugend und Schönheit, aus der klösterlichen Einsamkeit der kaiserlichen Frauengemächer den ersten, ahnungsvollen Schritt in's Leben that. Und in welches Leben! Auf den ersten, den glänzendsten Thron der Welt, den sie mit dem Manne theilte, vor welchem die uralten Königsgeschlechter Europa's sich beugten, in ein Leben, dessen Herrlichkeit die trunkene Seele vergessen ließ, was sie vielleicht niemals ernstlich bedacht, daß sie der Preis war, den ein trauernder Vater dem glücklichen Sieger hingab, der aus den Reihem des Volks zum Beherrscher der Welt emporgehoben worden durch dieselbe Revolution, welche vor kaum einem halben Menschenalter das Haupt einer andern österreichischen Kaiserin, ihrer Großtante, auf dem Scharfot hatte fallen lassen; daß sie nur dazu bestimmt war, einem vom Volke neu aufgeschlagenen Thron die Weihe und den Bestand der Legitimität und einen den legitimen Fürsten Europa's ebenbürtigen Erben zu geben.

Noch weniger konnte, von Pracht und Herrlichkeit umgeben, die jugendlich entzückte Fürstin ahnen, daß es damit ein so schnelles Ende nehmen, daß sie selbst bei dem Zusammensturz des riesenhaften Baues in so tragischer Weise theilhaftig seyn sollte, ein Opfer für die Legitimität. Seltsam! Als der Graf von Provence in seinem Exil zu Hartwell die Kunde von der Vermählung Napoleon's mit einer österreichischen Kaiserin erhielt, verschloß er sich mehrere Tage, für niemand sichtbar, in sein Cabinet, ließ darauf seinem kleinen Hof zusammentreten und bot allen denjenigen, welche nach Frankreich zurückkehren wünschten, Pässe an, so unwiderstehlich schien dem Prätendenten fortan seine Sache

verloren. Und doch war diese Vermählung eine der wirksamsten Ursache zum Sturze des Kaiserthrones. Napoleon selbst hat dies auf St. Helena ausgesprochen. „Ein Sohn von Josephine,“ sagte er, „wäre mir nothwendig gewesen; dann hätte meine Scheidung nicht stattgefunden; ich säße noch auf dem Throne und wäre nicht in den mit Blumen überdeckten Abgrund gestürzt.“ Möglich, daß hier Napoleon übertrieb; jedenfalls aber war der Einfluß dieser Verbindung auf seinen Sturz ein sehr bedeutender, denn sie war der auch äußerlich ausgesprochene Abfall von dem Princip, das ihn erhob; und solche Principien lassen sich nicht ungestraft verläugnen. Die wenigen Jahre aber, welche verfloßen, bis diese Strafe eintrat, bis der Abfall sich rächte, verlebte Marie Louise nicht bloß in Glanz und Herrlichkeit, sondern in wahrem Glück, denn sie fühlte sich geliebt. Das Vertrauen ihres Gemahls ernannte sie während seiner Abwesenheit in Rußland und Sachsen zur Regentin des Reiches. Aber das Unglück brach herein, immer drohender, immer näher dem Sitze der kaiserlichen Herrlichkeit. In Paris, vor welchem die siegreichen Verbündeten, die Napoleon überholt hatten, stand, war die Kaiserin mit ihrem Sohne eingeschlossen, umgeben von unfähigen Hülflingen oder von Verräthern, die in der Stunde der Gefahr ihren Herrn verließen. Sie riefen der Kaiserin zur Flucht. Hätte sie, ihren Sohn im Arme, die Bevölkerung von Paris zum Kampfe aufgerufen, so hätte Napoleon Zeit gehabt, die Hauptstadt zu entsetzen und vielleicht einen Frieden zu schließen, der wenigstens seine Dynastie nicht vom Throne ausgeschlossen hätte; ja wäre selbst in der eingenommenen Hauptstadt die kaiserliche Mutter, die Tochter eines der siegreichen Monarchen, mit ihrem Sohne auf dem Arm dem mächtigen und galanten Alexander entgegengetreten, so wäre von einer Zurückberufung der Bourbonen vielleicht niemals die Rede gewesen, und die ganze europäische Weltlage wäre eine andere. Solche Betrachtungen knüpfen sich an den Tod dieser Fürstin. Aber das Verhängniß sollte erfüllt werden. Der Abreise der Kaiserin nach Vlois folgte rasch die Entmuthigung der Pariser Bevölkerung, die Capitulation der Hauptstadt, die Absetzung des Kaisers und seine Verbannung. Marie Louise, die mit ihrem Sohne zu ihrem Vater ging, hat ihren Gemahl nie wieder gesehen, sie theilte seine Verbannung nicht. Ein kleines Fürstenthum mußte sie für den glanzvollen Thron entschädigen, den sie verloren. Sie hatte das Große hinter sich gelassen, um fortan im Kleinen sich zu begnügen. Man sagt, sie habe in ihr Schicksal sich zu finden gewußt. Thatsache ist, daß Napoleon, als er 1815 von Elba zurückkehrte und den kaiserlichen Thron in Frankreich abermals aufstichtete, von seiner Gemahlin nie oder nur in vankeln Andeutungen sprach; Thatsache, daß der Graf von Neipperg schon im Jahr 1814 ihr Ehrencavaller wurde und daß sie sich denselben später zur linken Hand antrauen ließ. Sie überlebte ihren Gatten um 26, ihren Sohn um 15 Jahre. Die Familie, welche zwei feindliche Principien hatte versöhnen sollen, ist selbst im Tode noch getrennt: den Mann des Volkes hat sein Volk dem Meeresfelsen, „wo ihm der Weltgeist hingebietet,“ entführt, um ihm in seiner Mitte ein prachtvolles Mausoleum zu errichten; fern von ihm ruht die Leiche des Sohnes in der kaiserlichen Gruft, in der sich die im Leben von ihm getrennte Mutter im Tode mit ihm vereinigen wird: ein sprechendes Bild des noch unveröhnten Gegensatzes. Nur die Poesie, welche diese 3 Särge umwebt, vermag das in der Wirklichkeit Unvereinbare zu versöhnen.

Maritätenkästlein.

© Jedenfalls ein guter Rath. In einer Vor-

lesung fragte ein württembergischer Professor einen seiner Zuhörer, wie er es angreifen würde, wenn er ein schweres Gebäude, z. B. einen Thurm an einen Bergabhäng, wo aufgeschwemmter Boden vorhanden sei, zu fundamentiren hätte? — „Ich würde,“ antwortete dieser, „eine künstliche Foundation anwenden.“ — „Das läßt sich hören,“ erwiderte der Professor, „allein ich glaube, das Beste würde seyn, wenn man sich einen ganz andern Platz für das Gebäude aussuchen würde, wo dies nicht nöthig ist.“

© Der Professor Marcus Antonius Muretus, der im Jahre 1585 starb, wußte durch seinen beißenden und allgemein gefürchteten Witz die Zuschauer stets auf gebührende Weise in Ehrfurcht zu halten. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit in's Auditorium gebracht, mit welcher er anfing zu klingeln. „Wahrhaftig, sagte Muretus mit großer Gelassenheit, ich würde mich wundern, wenn unter einer so großen Menge von Schafen nicht auch ein Leithammel wäre.“

© Kaiser Karl V. ließ einst die Straßburger Abgeordneten hart an, weil sie die Liebfrauenbrüder (ein geistlicher Orden) aus ihrer Stadt gejagt hatten. Einer der Abgeordneten nahm das Wort: „So lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, duldeten wir sie; als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen, als sie fortzujagen.“ — Der Kaiser lachte herzlich und verzieh ihnen.

© Die Gewehrfabrik zu Sölingen rühmt sich eines sehr hohen Alters. Ein Reisender, welcher sich die Gebäude und Vorrichtungen zeigen ließ, fragte seinen Führer nach dem Zeitpunkt ihrer Entstehung. „Das Jahr können wir so genau nicht angeben,“ erwiderte dieser in feierlichem Ernst; „so viel aber ist gewiß, daß das Schwert, mit welchem der Engel Adam und Eva aus dem Paradiese verjagt, zu Sölingen verfertigt worden ist.“

© Chaucer hatte eine so lange Nase, daß er nicht einmal hörte, wenn er nieste.

Charade.

Gebräuchlich ist es nicht, oft auch nicht auszuführen,
Daß wer Etwas beginnt, das End zum Anfang macht,
Will ich daher den Schluß anfänglich gleich berühren,
Wird in der ersten Silb zur Anzeig dieß gebracht.

Die Zweite ist es auch, in welcher Du begonnen,
In der Du fortgesetzt den ganzen Lebenslauf;
Hast Du in ihr gelebt stets flug und stets besonnen?
Es horet auch in ihr — Dein Daseyn wieder auf.

Nach Jedem ist es gleich, ob reich ob arm hienleben,
Er wünschet doch von ihm nur eine große Zahl;
Ob ihm dabei viel Glück, viel Jammer sei beschieden,
Das Leben ihm gereicht zum Himmel oder Dual.

Die erste Silbe ist's, die Jungen und den Alten
(Dem kleinen Kinde gleich) die größte Freud' gewährt:
Doch leider kann sich's oft auch anders wohl gestalten,
Daß man vom Gegentheil gar schrecklich wird belehrt.

Das Ganze ist ja auch der Anfang stets vom Zweiten,
Und ist auch ebenso am Ende stets davon.
Es mög' in Fülle Dir Gesundheit, Glück bereiten,
Dies sei — ich bin beglückt — für meinen Wunsch der Lohn.

Auflösung des Charade in Nr. 2:

H a s e n f u ß.